

Bar Mitzwa, Firmung, Konfirmation Erwachsenwerden im Glauben bei Juden und Christen

Den Einstieg in die Tagung an der Akademie der Diözese Rottenburg Stuttgart in Hohenheim am 29. Mai 2011 bildete die Analyse von Ausschnitten aus dem Film „Zorros Bar Mitzwa“. Vier Jugendliche werden in diesem österreichischen Dokumentarfilm auf ihrem je unterschiedlichen Weg zur Bar/Bat Mitzwa begleitet. Vor allem nichtjüdischen Tagungsteilnehmern verhalf dieser Einstieg zu einem breitgefächerten Einblick in die vielfältigen Facetten jüdischen Lebens, in geschlechterspezifische Differenzen, im Bezug auf die Selbstwahrnehmung der Jugendlichen, die unterschiedliche Ausrichtung der Festlichkeiten im Anschluss an die religiösen Feiern usw. Insgesamt konnte eine Spannung zwischen der erwachsenen und jugendlichen Verortung dieser jüdischen Feier festgestellt werden: Während von Rabbinern und Eltern verstärkt die religiös-theologischen Aspekte – wie z. B. die Verantwortungsübernahme für eigene Sünden – in den Vordergrund gerückt wurden, ging es für die Jugendlichen vielmehr um eine neue Weise des sich selbst Begreifens im Horizont der Entwicklung zum Mann bzw. zur Frau. Diese Wahrnehmung wurde durch ein anschließendes Gespräch mit zwei Stuttgarter jüdischen Jugendlichen bestätigt.

Im Anschluss an die *Bar Mitzwa* wurde das katholische *Firmsakrament* in seinen theologischen und praktischen Dimensionen thematisiert. Deutlich wurde dabei: Auch die Firmung wird gänzlich unterschiedlich begriffen – als Begleitung, als Ermutigung, als Entscheidung oder als Verpflichtung (auf das eigene Apostolat, d. h. die Glaubensverkündigung), wobei heutzutage – auf jüdischer wie auf christlicher Seite – insgesamt stärker auf die pädagogische Wirksamkeit einer altersgemäßen und methodisch vielfältigen Jugendarbeit geachtet wird. Dennoch wurde von den Teilnehmern wiederholt auch eine große Ratlosigkeit geäußert hinsichtlich der geringen Anzahl Jugendlicher, die sich dafür interessieren. Doch: Muss dieser Mangel überhaupt in einer Weise verstanden werden, dass entweder die Kirche oder die Synagogengemeinde bzw. das Sakrament oder die Bar/Bat Mitzwa-Vorbe-

reitung selbst „wirkungslos“ bleiben? Ein weiterführender Ansatzpunkt besteht hier eventuell im Angebot von Gemeinschaftserlebnissen mit Gleichaltrigen in Jugendgruppen, Firm-Projekten oder jüdischen überregionalen Treffen.

Szenen aus dem Dokumentarfilm „Geld oder Glaube?“, in dem eine evangelische Konfirmandengruppe über ein Jahr hinweg begleitet wurde, und Gespräche mit evangelischen Pfarrern und Pfarrerinnen verdeutlichten, dass es noch viele Jugendliche gibt, die sich bewusst für „ihre“ Konfirmation aufgrund ihres Interesses für den eigenen Glauben entscheiden, und nicht allein aufgrund familiärer oder finanzieller Erwägungen. Darüber hinaus birgt die evangelische Konfirmationsarbeit, insbesondere im Stuttgarter Raum, einen großen gesellschaftlichen und sozialen Nutzen, da Jugendliche kaum andernorts nach ihrer Grundschulzeit mit gesellschaftlich Minder- oder Höherprivilegierten zusammentreffen.

Ein weiterführendes Ergebnis der Tagung ist die Einsicht, dass christliche und jüdische Jugendliche einer besonderen Art der Begleitung bedürfen, wenn sie ihre Religion als anschlussfähig begreifen bzw. erfahren sollen. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie und mit eigenen Lebenswelten darf keinesfalls übergangen werden. Auf jüdischer Seite ist es eine zentrale Aufgabe der Jugendarbeit, den Jugendlichen überhaupt erst ein Bewusstsein für den in Gemeinschaft gelebten jüdischen Glauben zu vermitteln. Religionen und Konfessionen übergreifend müsste sich sowohl bei Eltern, Lehrkräften und Priestern, bei Rabbinern und Pfarrern wie auch bei den Heranwachsenden die Einsicht durchsetzen, in der Bar/Bat Mitzwa, in der Firmung und in der Konfirmation den Beginn eines Entwicklungsprozesses zu sehen, der in Gestalt eines lebenslangen Reifungsprozesses auf dem Weg zu Gott hin führt. Die öffentliche Aufnahme in die jüdische und christliche Glaubensgemeinschaft darf also nicht als singuläres Lebensereignis oder gar als bloße Familienfeier missverstanden werden, sondern als ein wichtiger Schritt für die eigene Spiritualität, dem zahlreiche weitere folgen müssen. Letzteres gilt generell allerdings auch für das christlich-jüdische Gespräch: Im Verlauf der Tagung „Bar Mitzwa, Firmung, Konfirmation – Erwachsenwerden im Glauben bei Juden und Christen“ wurde deutlich, dass das interreligiöse Gespräch im gemeinsamen Austausch neue Wege zu öffnen vermag, die – genau betrachtet – durchaus in Vielem Antworten auf oft sehr ähnliche Probleme darstellen.

Josefine Wahle / Max Bernlochner

Singet dem Herrn ein neues Lied (Ps 98,1)

Beim 6. jüdisch-christlichen Gespräch im Benediktinerinnenkloster Alexanderdorf am 26. Juni 2011 standen *Psalm 72* und *Psalm 98* auf dem Programm. Rabbiner Prof. Dr. *Andreas Nachama*, Berlin, betonte, dass ein jüdischer Gottesdienst ohne Psalmen undenkbar ist. Er sang beide Psalmen in hebräisch vor, wie er es schon von seinem Vater gelernt hatte. Die Form, wie die Psalmen heute in der Synagoge vorgetragen werden, geht zurück auf Rabbi Ascher (9. Jh.).

Psalm 72 ist ein Gebet für den König, der sich für die Elenden einsetzen und Frieden bringen soll. Von seiner Herrschaft wird Gutes erwartet, der König wird hier als Mittler des göttlichen Segens gesehen. Der Psalm ist eine Hymne auf das Kommen des Messias. In dieser Weise haben auch Christen diesen Psalm gedeutet. Der Titel „Friedensfürst“ wird in der Weihnachtsliturgie auf Christus übertragen. Das geschichtliche jüdische Königtum endete mit dem Babylonischen Exil im 6. Jh. So weisen die Psalmen über die reale Geschichte des jüdischen Volkes hinaus. *Psalm 98* wird seit dem 17. Jh. in der Sabbatliturgie gesungen. Vers 3: „*Alle Enden der Erde sahen das Heil unseres Gottes*“, ist Teil der Weihnachtsliturgie, weil im Wort „Heil“ der Name „Jesus“ (Jeschua) erkennbar ist.

Msgr. *Michael Töpel*, Berlin, unterstrich, dass die Tora die gemeinsame Grundlage für Christen und Juden ist. Das Neue Testament kann nur im Licht des Alten (oder Ersten) Testaments verstanden werden. Die christliche Deutung sieht in den Texten des Alten Testaments einen gewissen Sinnüberschuss. Christen lesen die Schrift von Ostern her, also mit einer „christlichen Brille“, so wie den Emmausjüngern von Jesus selbst der Sinn der Schrift erschlossen wurde. Die Stellung der Psalmen in der Liturgie sagt viel aus. *Psalm 72,10* erklingt vor allem am Dreikönigsfest und erhält dadurch einen Bezug zur Epiphanie Jesu: „*Die Könige von Saba und den Inseln bringen Gaben herbei.*“

Die Psalmen verbinden Juden und Christen. Ihr Lobgesang erklingt selbst in einer Welt voller Schrecken, denn in ihren Worten schwingt auch immer die Hoffnung auf eine bessere Welt mit.

Sr. Johanna Schwalbe OSB